

Handwerksgeschichten

Schwarze Frauen im Gespräch

Rahel El-Maawi und Jovita dos Santos Pinto

Mitarbeit von

Annina, Azade, Christina, Kianda, Maureen, Rahel, Selasie, Susan

EINLEITUNG

Dieser Text¹ ist aus einem Gespräch unter sieben Schwarzen² Frauen*³ in ihren Dreißigern und Vierzigern entstanden: Azade (AZ), Christina (CH), Kianda (KI), Maureen (MA), Rahel (RA), Selasie (SE) und Susan (SU). Wir sind Frauen* der »mittleren« Generation, haben einen weißen und einen Schwarzen Elternteil und werfen aus unseren Positionen den Blick auf drei Generationen Schwarzer Geschichte. Annina (AN) hat das Gespräch protokolliert. Alle sind Teil von *Bla*Sh*, einem Netzwerk Schwarzer Frauen* in der Deutschschweiz. Dieser

1 | Der Titel ist inspiriert von Audre Lordes Text: »Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreißen« (1984).

2 | Mit Schwarz bezeichnen wir rassistisch markierte Menschen und Kollektive, die einen gemeinsamen Erfahrungshorizont teilen, der geprägt wurde von der globalen Geschichte von rassistischen Hierarchisierungen, die rund um den transatlantischen Sklavenhandel, die damit einhergehenden Kolonialisierungen und deren Legitimierung erstellt wurde. Die Großschreibung von Schwarz verweist auf die Strategie der Selbstermächtigung und zeigt das symbolische Kapital des Widerstandes gegen Rassismus an, welches rassistisch markierte Menschen und Kollektive sich gemeinsam erkämpft haben. Vgl. P. Piesche (Hg.): *Euer Schweigen schützt euch nicht*. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland.

3 | Mit dem »Sternchen« symbolisieren wir den Raum für Personen, die sich in einem zweigeschlechtlichen System nicht wiederfinden. Diese Form vermeidet es, diese Geschlechtsidentitäten jenseits des binären Systems als Leerstelle darzustellen. Vielmehr werden diese durch das symbolische Sternchen als Bindeglied dargestellt, welches in alle Richtungen »strahlt«. Vgl. KHSB: Leitfaden für eine gendersensible Sprache an der KHSB.

Text ist nicht direkt im Rahmen des Netzwerks entstanden, flechtet sich jedoch darin ein. So wurde das Prinzip des Erzählens persönlicher und kollektivierter Geschichte/n weitergeführt. Dieses leitet auch die öffentlichen Auftritte von *Bla*Sh*. Damit sollen neue Wissensformen und Diskussionsformate errichtet werden, um aus den Selbstverständnissen Schwarzer Frauen* in einer weiß, männlich und heteronorm bestimmten Gesellschaft ins Gespräch zu kommen. Wie zum Beispiel die Forschung von Philomena Essed anhand von Interviews mit Schwarzen Frauen* in den USA und Europa aufzeigt, geht das Erfahrungswissen rassistischer Subjekte über persönliche Erinnerungen hinaus und versammelt meist ein systematisiertes allgemeines Wissen über die Strukturalität von Rassismus im Alltag.⁴ Dabei von Schwarzen Frauen* auszugehen ermöglicht uns, rassistische Typisierungspraktiken von Strafverfolgungs- und weiteren Behörden als einen Bestandteil von Alltagsrassismus in einen erweiterten Kontext zu stellen: Das Prüfen und Einordnen unserer Körper ist als akkumulierte (und somit alltägliche) Ungleichbehandlung nicht-weißer Körper zu verstehen. Auch wenn sich die rassistischen Zu- und Übergriffe in der Verschränkung mit weiteren Differenzachsen sehr verschieden zeigen, sind sie über die Strukturkategorie *race* verbunden.⁵

Ohne *Bla*Sh* wäre dieses Gespräch nicht möglich gewesen. Das Netzwerk bot die Rahmung, welche über die Jahre aufgebaut, erhalten und gepflegt werden musste. Dies ermöglichte erst den direkten und sehr persönlichen Einstieg in manchmal bis heute andauernde und schmerzende Erfahrungen und zum ersten Mal artikulierten Gedanken in einem ansonsten zweifelnden Umfeld. Das Gespräch stützte sich auf das Vertrauen in Zuhörer*innen, die ein Erfahrungswissen teilen und gemeinsam reflektieren wollen. Die Fragilität dieses Rahmens war ein Grund, die Aussagen für die Publikation zu anonymisieren – aus Furcht vor negativen Rückläufen für sich und die genannten Personen in ihrem Umfeld. Ein weiterer Grund ist, dass dem Erfahrungswissen oft abgesprochen wird, über die erzählende Person hinaus Deutungsangebote für gesellschaftliche Auseinandersetzungen zu machen. Die Anonymisierung markiert die Spannung zwischen gesellschaftlicher Situierung und persönlichem Gespräch.

Ziel war eine fokussierte Unterhaltung und gemeinsame Reflexion über unsere Erfahrungen mit (vergeschlechtlichem) Rassismus in der Intimität unseres Alltags, sprich der Tradierung innerhalb der Familie, in (Liebes-) Beziehungen, Nachbarschaft, Freund*schaft, Arbeit und spontaneren Begegnungen im Alltag. Dabei wollten wir spezifisch auch auf umkämpfte und widerständige Momente aufmerksam sein. Wir verstehen *umkämpft*

4 | Vgl. P. Essed: Understanding Everyday Racism.

5 | Wir verstehen Racial Profiling (rassistische Profilerstellung) folglich als strukturelle Praxis, die weit über polizeiliche Kontrollen hinausgeht und intime Liebesbeziehungen, banale Alltagsbegegnungen, Diskurse, Gesetze sowie Institutionen prägt.

und *widerständig* sehr breit, von direkten Reaktionen auf Ausschlüsse und Diskriminierungen bis hin zu ermächtigenden Küchentischgesprächen und Gutenachtgeschichten. Rahel und Jovita haben die Frauen* eingeladen, die Gespräche mit Leitfaden vorbereitet, aus den Protokollen Ausschnitte gewählt und in einen fragmentierten und dennoch zusammenhängenden Text überführt. In einer ersten Fassung dieses Textes hatten alle Teilnehmenden die Möglichkeit, ihre Aussagen zu redigieren und besprochene Themen in den grau hinterlegten Kommentaren weiter zu diskutieren und reflektieren.

Zweite Gesprächsrunde für »Handwerksgeschichten«.



BILD: ZVG

ENTZIEHUNG

- AZ: Ich habe in Erinnerung, dass ich als Kind manchmal versucht habe, Sachen vor meinen Eltern zu verheimlichen, weil ich mir dachte, sonst gibt es nur wieder ein Rassismustheater.
- MA: Das ist interessant. Mein Sohn denkt sich wohl manchmal auch: »Oh Gott, wenn ich ihr das erzähle, dann rennt meine Mutter in die Schule.« Das, was meine Mutter nicht machte, überkompensiere ich heute wahrscheinlich. Auch wenn ich riskiere, die peinliche Mutter zu sein.
- CH: Meine Tochter erzählt mir wahrscheinlich auch nicht alles, was in der Schule passiert, weil sie nicht möchte, dass ich gleich bei der Lehrerin antanze.

Ich frage mich dann, welches Schweigen ein gutes Schweigen ist, und merke, dass es in meinem Leben sowohl gutes als auch schlechtes Schweigen gibt. Manchmal, wenn ich schweige, dann reagieren andere zuerst.

- AZ: Schweigen ist schwierig auszuhalten. Bei meiner Schwester im Gymnasium hat einmal einer ihr gegenüber das N-Wort benutzt und ich ging sofort an die Decke. Meine Schwester wollte nicht, dass etwas unternommen wird, und ich musste einfach akzeptieren, dass dies ihre Strategie ist. Das war für mich nicht einfach. Ich habe aber gemerkt, dass es sehr oft um mich ging und ich den Mut aufbringen musste zu schweigen, damit meine Schwester ihre eigenen Strategien entwickeln konnte.
- SE: Ich wurde mir dessen das erste Mal bewusst, als meine Tochter meiner Mutter sagte, sie wolle weiß und blond sein, zumindest sicher nicht dunkler werden, als sie jetzt schon sei. Meine Mutter hat ihr dann gesagt, sie solle sich gut vor der Sonne schützen, und meine Tochter hat ihr geantwortet: »Sag das meiner Mama.« Ich merke, dass meine Tochter mir andere Dinge erzählt als meiner weißen Mutter, mit der sie sich ebenfalls stark identifiziert. Von mir erhält sie andere Antworten.
- CH: Von meiner Mutter zu hören, »Du bist schön«, konnte nicht immer ein Trost sein, denn die eigentliche Herausforderung war die schwierige Welt da draußen.
- MA: Ich merke, dass ich froh bin, dass meine Kinder Buben sind. Ein Mädchen zu haben, hätte mir irgendwie Angst und Druck gemacht, weil ich ständig an mein eigenes Mädchensein erinnert worden wäre und wohl viel Energie dareingesteckt hätte, dass sie nicht das Gleiche erlebt wie ich. Obwohl ich weiß, dass sie auch Rassismus erleben, bin ich jeweils erleichtert, wenn ich auf dem Spielplatz realisiere, dass es noch andere Kinder hat, die aussehen wie sie. Sie sind nicht die einzigen. Es sind nicht mehr die 1970er Jahre, sie sind nicht so isoliert und alleine, wie ich es war.
- AZ: Mir ist aufgefallen, dass ich erleichtert bin, dass der Vater meiner Nichte auch Schwarz ist. Dadurch habe ich das Gefühl, dass meine Schwester nicht alleine ist und das Baby zwei Elternteile hat, die bezüglich Rassismuserfahrungen sensibilisiert sind. Als es um den Namen des Babys ging, wurden meine Vorschläge abgeschmettert, mit der Begründung, sie seien zu exotisch. Meine Mutter argumentierte damit, dass sie nicht möchte, dass ihr Enkelkind wegen des Namens zusätzliche Diskriminierung erfährt.
- SE: Das habe ich mir auch gut überlegt, wie exotisch ihr Name sein darf und was ich ihr mit einem Namen in die Wiege lege. Ich bin froh, dass sie ein Mädchen ist und ich ihr gewisse Strategien von mir mitgeben kann. Wir haben die gleiche Farbe. Für mich war es manchmal schmerzhaft, dass ich wegen der Hautfarbe nicht als das Kind meiner Mutter wahrgenommen wurde.

Und noch zum Spielplatz: Einmal kämpfte meine Tochter mit einem anderen kleinen Jungen. Als sie gewann, sagte er, sie sei »ä Wildi«. Daraufhin weinte sie und sagte zu mir: »Ich bin nicht wild, ich bin doch nicht aus der Wildnis.«

- CH: Die Familienkonstellation, in der wir jetzt mit unserer Tochter leben, gefällt mir eigentlich gut. Sie ist heller als ich und dunkler als meine Partnerin. Es gibt schon spannende Unterhaltungen darüber. Ich finde das ganz cool und auch wie meine Partnerin und ich uns damit auseinandersetzen.
- MA: Ich kann mich noch daran erinnern, dass vor allem meine Mutter immer »psst« gesagt hat und darauf bedacht war, dass wir nicht zu laut waren. Wir durften keine wilden Kinder sein. Ich erschrecke manchmal, wenn ich das gleiche Verhalten bei mir entdecke. Ich frage mich dann: »Wie sehr fallen meine Kinder auf? Schauen die anderen Leute schon?«, und merke, dass ich dieses Verhalten sehr verinnerlicht habe. Das tut mir weh, wenn ich das Gefühl habe, ich müsste sie mehr im Griff haben als andere Eltern ihre Kinder.
- RA: Meiner weißen Mutter war es sehr wichtig, uns anständig und zukommend zu erziehen. Bei meinem Neffen, dem man das Schwarzsein nicht wirklich ansieht, merke ich, dass ich, weil Schwarze Frau, das Gefühl habe, ich müsse »mein Kind im Griff haben«, ansonsten falle es auf mein Schwarzsein zurück.
- SU: Bei uns waren die Anpassung und der Leistungsdruck auch sehr stark. Meine Mutter war der Meinung: »Du musst dich anstrengen und Ärztin oder Lehrerin werden.« Ich fand das sehr belastend. In einer weißen Gesellschaft müssen wir uns ständig doppelt anstrengen, um dasselbe Maß an Respekt zu bekommen.
- RA: Ich fand, dass meine Eltern etwas reaktionär gehandelt haben. Sie versuchten, uns so zu erziehen, dass wir nicht auffallen. Andererseits waren sie auch aktivistisch und gingen in Schulen, um über Rassismus zu reden. Ich hätte auch nie so Sachen wie »Jim Knopf und Lukas« schauen dürfen.
- MA: Ich erkenne im Nachhinein, dass mein Vater das Beste für mich wollte, auch wenn es meist schwierig war, wie er das rübergebracht hat. Er hat mich zum Beispiel schulisch extrem gepusht. Er betonte immer, ich müsse die guten Bedingungen – die er selber nicht hatte – nutzen und mich besonders anstrengen. Wir Kinder sollten beruflich erreichen, was ihm verwehrt war.

Meinen Bruder hat er noch härter erzogen. Als dieser beim Essen einmal erzählte, er wolle Polizist werden, ist mein Vater völlig ausgerastet: Alles, nur das nicht! Heute verstehe ich, warum er so heftig reagierte. Er wollte seinem Sohn wohl ersparen, was er selbst schon an Negativem erlebt hatte mit der Polizei.

Als Schwarze Adoptivtochter eines weißen Paares habe ich ebenfalls früh Rassismuserfahrungen gemacht, die ich jedoch nicht immer als solche einordnen konnte. Die beiden Round-Table-Gespräche haben Erinnerungen wachgerufen und Fragen aufgeworfen. In einem Gespräch mit meiner Mutter wurde mir wieder deutlich, dass in den Augen vieler mein Schwarzsein schon immer als etwas galt, das sich nicht mit ihrem Bild der Schweizer Bevölkerung vereinbaren ließ. Wie aus diesem Artikel hervorgeht, ist das keine individuelle Erfahrung. Sie kann jedoch als solche empfunden werden, wenn mensch (wie ich) als Schwarze in einem hauptsächlich weißen Umfeld aufwächst und so gut wie keinen Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen hat. Aus einer derartigen Isolation auszubrechen und Personen kennenzulernen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, hat mir Kraft gegeben und ich bin sehr dankbar dafür. | AN

VORBILDER

- CH: Weibliche Schwarze Vorbilder sowie auch Varianten von Mädchen- und Frausein haben bei mir eigentlich gefehlt. Wer das für mich am meisten verkörpert hat, war *Michael Jackson*. Dem hat sich meine Seele verbunden gefühlt und er hatte für mich auch weibliche Züge. Für mich war er alles ein bisschen.
- SU: Für mich war es auch so, dass mir die Vorbilder gefehlt haben. Diejenigen Schwarzen Frauen, die im Fernsehen – wie zum Beispiel MTV – zu sehen waren, wurden übersexualisiert, mit Bikini und großem Hintern dargestellt. Bei weißen Frauen gab es eine größere Rollenvielfalt. *Whoopi Goldberg* war damals auch sehr bekannt, aber sie wurde sehr eindimensional gezeigt, sie war einfach lustig und nicht mehr als das. Das ist dann schwierig, wenn du dem allem nicht entsprichst. Was macht man dann? Von der Mode her war es damals *in*, dass man übergroße T-Shirts und Leggings trug, und dann sah man wie ein Quadrat mit Beinen aus. Ich war froh, dass ich mich da verstecken konnte und dass ich nicht die sexualisierte Schwarze Frau sein musste, die ich auch nicht sein wollte.
- CH: Das ist ja dieses Selbstverständnis in einer weißen Welt. In der Pubertät fand ich es sehr hart, in dieser weißen Welt zu leben, und hätte mir mehr Schwarze Frauen gewünscht. Es war teilweise schwierig für mich, so als Mädchen gesehen zu werden, wie ich es mir gewünscht hätte.

MA: Für mich war eher *Whitney Houston* wichtig. Sie war in meiner Jugend in etwa das, was *Beyoncé* heute ist. Generell waren amerikanische Leute wichtig. Hier im deutschsprachigen Raum waren eher Personen wie *Roberto Blanco* aktuell.

CH: Dieser Künstlername ...!

SE: Mit zwölf entdeckte ich *Tracy Chapman*. Ich wusste nicht recht, ob sie ein Mann ist oder eine Frau. Ich wollte es auch gar nicht wissen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Später faszinierten mich Denker, Asketen und Künstlergenies, praktisch nur weiße Männer. Ich wollte keine Frau werden. Auch keine Schwarze. Und kürzlich fragte ich mich, ob die Magersucht zwischen 16 und 18 damit zu tun hatte. Das Hungern hatte den Effekt, dass ich keine »Mens« mehr hatte. Ich wollte als Frau unsichtbar werden. Mit der Zeit suchte ich nach Frauenvorbildern. Schwarze Frauen, mit denen ich mich hätte identifizieren können, begegneten mir aber nirgends. Sie wurden auch nicht an mich herangetragen.

Teilhabe und Zugehörigkeit sind nicht das Einzige, was ich will. *Blackness* ermöglicht auch, von einer anderen Welt zu träumen und meinem Anders-(gemacht-worden-)sein und meiner Suche nach Utopien einen Namen zu geben. Ohne *Blackness* hätte ich zum Beispiel meine queere Sexualität und Lebensform nicht entdeckt. Und noch wichtiger, ich hätte vielleicht nie den Zugang gefunden zu ganz vielen (unterschiedlich) marginalisierten und träumenden Menschen auf allen Kontinenten. Menschen, die mein Leben geprägt haben, die nicht mehr aus meiner Geschichte wegzudenken sind. Menschen mit mehr oder weniger Diskriminierungserfahrungen. Ich bezweifle, dass ich sie getroffen und sich meine Perspektive erweitert hätte, wenn es für mich einfach gewesen wäre, (hier) dazuzugehören, wenn ich weniger Rassismus-, Sexismus-, Homophobie- und Migrationserfahrung hätte. Vielleicht sind ja solche Utopien und Perspektiven auf das eigene (Verbunden-)Sein, die eigene Geschichte am Rand, Teil eines Widerstandes gegen ein Narrativ, das uns immer weis(s)-machen will, dass Teilhabe alles ist.

Gayatri Chakravorty Spivak spricht auch vom Verlernen von Privilegien, dem Realisieren und Wahrhabenkönnen, dass Privilegien auch gewisse Erfahrungen verhindern – so verstehe ich das jedenfalls.⁶ Das ist vielleicht ein Grund für den oftmals unterschweligen Neid von Menschen mit vielen Privilegien auf das »Anderssein« weniger Privilegierter. Ohne es wahrhaben zu wollen, ahnen sie vielleicht, welch ein innerer Verlust damit einhergeht, wenn an der eigenen Vormachtstellung um jeden Preis festgehalten werden muss. | SE

6 | G. Ch. Spivak: A Critique of Postcolonial Reason.

DIE INTIME WOHER-KOMMST-DU-FRAGE

- CH: Bei mir war es als Kind nicht ungewöhnlich, dass ich das N-Wort im Vorbeigehen aufschnappte, wenn ich an der Hand von meiner Mutter durch die Stadt ging.
- SU: Meine weiße Mutter hat auf Kinder, die das N-Wort verwendeten, zurückgezeigt und gesagt: »Guck, da ist ein weißes Mädchen.« Es war sehr effektiv, weil es die weißen Kinder und ihre Eltern irritiert hat. Ich habe damals noch nicht ganz verstanden, warum sie das machte. Aber ich spürte, dass sie mich schützen wollte.
- KI: Ich finde die Frage, woher ich komme, schon jedes Mal wieder entwaffnend. Ich habe nun so viele wissenschaftliche und politische Abhandlungen dazu gelesen, ich habe sie schon so oft diskutiert und strategische Antworten gesammelt, wie »Ich bin das Heidi des 21. Jahrhunderts«, »aus dem Bauch meiner Mutter« oder »Wieso fragst du mich das als Erstes?«, und dennoch bin ich nie unbedarft aus einem solchen Moment herausgekommen. Ich habe noch keine ermächtigende Antwort gefunden. Entweder erkläre ich, weshalb mich das »fremd« macht, oder ich provoziere zurück, oder ich sage, woher meine Eltern sind.
- SU: Ich habe gemerkt, dass die Fragerei weitergeht, auch wenn ich antworte. Ob von der fragenden Person gewollt oder nicht, mir signalisiert es, dass ich nie dazugehören werde. Und es stellt sich eine Art Müdigkeit ein.
- RA: Es ist einfach so ein Gefälle. In letzter Zeit sage ich immer, sie sollen etwas von sich erzählen, weil ich nicht bereit bin, mein Leben einfach so auszubreiten. Und wenn Weiße bereit sind, sich darauf einzulassen, dann mache ich das auch.
- KI: Ich habe auch schon zurückgefragt, aber dann fühle ich mich auch nicht gleichgesetzt. Meistens hinterlassen diese Situationen ein ohnmächtiges Gefühl.
- MA: Ich finde mich in dieser Aussage total wieder. Man hat ja so diverse Strategien ausprobiert. Ich überlege mir dann je nach Gegenüber, ob und wie ich auf die Frage reagiere, und wenn ja, welche Version ich erzähle. Du bist jedes Mal in der Rolle, dass du das Gespräch leiten musst. Das erlebe ich fast immer so und habe dabei das Gefühl, dass ich eine Erwartung des Gegenübers erfüllen muss. Dann rattere ich so das Zeug runter, um es hinter mich zu bringen, aber es ist nie befriedigend.
- CH: Ich fühle mich da immer noch so ein bisschen *lost*, wenn die Frage kommt: »Woher kommst du?«
- AZ: Bei mir kommt es darauf an, wer fragt. Im Jugendzentrum sage ich: »Ich bin von dort und meine Eltern kommen von dort.« Wenn es nicht Jugendliche oder Kinder sind, mache ich mir keine Mühe mehr. Möglichst weg von dieser Frage.
- MA: Mir kommt in den Sinn, dass meine Mutter öfters gefragt wurde, ob wir adoptiert seien.
- SE: Meine Mutter bekam diese Frage auch öfters zu hören. Einmal nahm sie sich vor, das nächste Mal antworte sie: »Nein, ich habe sie aus dem Gefrierfach der Migros.«

Seit der Kolonialzeit führen uns Werbung, Kinderbücher, Politdebatten, Zeitungen und so weiter vor, dass Europa der Kontinent der Moderne ist. Heimat der Aufklärung, Ursprung von Menschenrechten und Staatsdemokratie. Die Menschen, die diese Kultur horten, sind weiß. Wer dem nicht entspricht, wird verdächtigt, vom »Rest der Welt« zu sein, von einem scheinbar »rückständigen Ort«, oder von einer »anderen – ach so spannenden Kultur«, über die mensch gerne noch mehr erfahren würde. Während diese Annahme früher koloniale Projekte legitimierte, wird sie heute für soziale, ökonomische und politische Ausschlüsse herangezogen.

Wenn Nichtweißen DIE Frage gestellt wird, schwingt meist schon die erwartete Antwort mit: »Du bist nicht von hier!« Ein »Doch« von einer Schwarzen Schweizer*in wird nicht akzeptiert – es wird nachgefragt, bis die ominöse Wurzel gefunden ist, die Neugierde bestätigt wird: Weiße sind aus Europa, die »anderen« nicht. DIE Frage wirkt wie eine Form der Überwachung davon, wer dazugehört und wer nicht. Sie macht mich aufgrund meiner assoziiert-anderen Herkunft zum Gesprächsthema statt zur Gesprächsteilnehmerin.⁷

| RA | KI

UMGANG MIT STEREOTYPEN FAMILIENBILDERN

- RA: Dinge, die mich immer noch nerven, sind Fragen und Aussagen wie: »Bist du dir sicher, dass er keine anderen Kinder hat?«, »Was er alles geschafft hat!« Mein Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Da kamen auch wieder stereotype Fragen wie: »Musst du noch andere Geschwister informieren?« Diese Bilder hatten nichts mit seiner Person zu tun. Ich habe meinen Vater als emanzipiert erlebt. Auch wenn ich ihn mit weißen Vätern von Freund*innen vergleiche, schätze ich sein progressives Nachdenken und Handeln während meiner Kindheit und Jugend.
- SU: Mein Vater hat mich mal angerufen und von einer Journalistin erzählt, die ihn und meine Mutter interviewen wollte, weil er als amerikanischer Soldat in Deutschland⁸ stationiert war und nun dort lebt.

7 | Stark adaptiert von: J. Pinto: Die Schweiz ist nicht nur weiß.

8 | Obwohl die US-Armee ihren Soldaten erlaubte, mit deutschen Frauen auszugehen, wurde die Verbindung zwischen Schwarzen Soldaten und weißen Frauen nicht gern gesehen. Insbesondere an den sogenannten »Mischlingskindern« oder »brown babies«, sowie an deren Müttern, entluden sich in der Nachkriegszeit verstärkt rassistische Ressentiments, die Rassismen der Nazizeit widerspiegeln. Einige tausend »brown babies« wurden von Schwarzen Eltern in den USA adoptiert, erfuhren aber auch dort oft gesellschaftliche Ablehnung. Siehe zum Beispiel J. Reker: Schauen, wie das ist, deutsch zu sein.

Es sollte um das Verhältnis zwischen Amerikanern und Deutschen in der Stadt gehen. Meine Eltern waren dann sehr erschrocken, als die Journalistin stattdessen die Hautfarbe zum Thema machte, so in etwa: »*Schwarz und Weiß in Harmonie. Sie lieben sich immer noch.*« So hatten sie es nicht mit der Journalistin abgesprochen, und auch im Interview hatten meine Eltern diesen Aspekt nicht thematisiert. Für sie war es schrecklich, dass versteckt solche Zuschreibungen gemacht wurden. Ich wusste auch nicht recht, was ich raten sollte. Außer zu verlangen, den Artikel nicht zu veröffentlichen. Aber er wurde dann doch veröffentlicht und meine Eltern meinten, dass sie mit so was nie mehr etwas zu tun haben wollen.

- MA: Das Stereotyp vom Schwarzen Mann sitzt tief und hält sich hartnäckig. Mein Mann und ich erleben auch oft, dass Leute mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen, dass wir immer noch verheiratet sind. Dabei sind wir das seit elf Jahren. Trotz diesem Druck will ich auch keine falsche Harmonie vortäuschen müssen.
- SE: Ich frage mich, ob diese Vorstellung, dass die Beziehung nicht funktionieren könne, weniger ausgeprägt ist, wenn die Frau Schwarz ist.
- AZ: Rassismus war immer ein großes Thema bei uns. Ein großer Streitpunkt war der Vorwurf meiner Mutter, dass mein Vater rassistisch sei und sie nicht von denselben Privilegien, die er als weißer Mann genieße, profitieren könne.
- SE: Ich denke, da spielt dieses Vorurteil weniger, dass diese Ehen nicht funktionieren könnten. Ist der Mann privilegiert und die Frau nicht, scheint dies normal und daher wird angenommen, dass die Ehe funktioniert. Dass die Frau – besonders auch die Schwarze Frau – sich mit der Unterlegenheit oder Ungleichheit arrangieren kann. Das hat dann wieder viel mit der gängigen Geschlechterhierarchie zu tun.
- MA: Ich vermute, dass so eine Beziehung von außen folgendermaßen betrachtet wird: »Sie muss froh sein, dass sie einen weißen Mann abbekommen hat.«
- RA: Meine Mutter hat mir erzählt, dass der Metzger in den Kinderwagen schielend einmal gesagt hat: »Ah, Ferienandenken!« Ihre Antwort auf solche Bemerkungen war dann immer, dass ihr Mann schon in Europa gelebt habe und sie danach in Kenia. Wo sie sich kennenlernten. Sie wollte meinen Vater und sich selbst nicht auf das Vorurteil reduziert sehen.
- AZ: Mir fällt auch auf, dass ich betone, dass sich meine Eltern in der Schweiz kennengelernt haben.
- CH: Das finde ich interessant. Damit habe ich mich noch gar nie beschäftigt. Ich habe sowieso wenig von meiner Mutter bezüglich Rassismus mitbekommen und habe auch keine Ahnung, wie das Thema in die Paardynamik mit hineinfließ.

Verinnerlichte Stereotypen können das tägliche Handeln von People of Color immens beeinflussen. Der Stress, dem kollektiv zugeschriebenen Stereotyp nicht zu entsprechen, kann vom eigentlichen Vorhaben ablenken und führt dann dazu, dass People of Color Tätigkeiten weniger gut ausführen, als sie es könnten. Der Sozialpsychologe Claude M. Steele nennt dieses Phänomen »*stereotype threat*« und erklärt damit die Beobachtung, dass Schwarze Studierende, die bei der Zulassung zur Universität hervorragende Ergebnisse erzielten, die Universität später mit schlechten Noten verließen. Dabei lag es nicht an ihrem Können oder ihrer Qualifikation, sondern daran, dass sie sich beobachtet fühlten. Sie wurden durch die Angst blockiert, dass sie als »typische Schwarze« gesehen wurden, die dem Stereotyp nach aus benachteiligten Gegenden und zerrütteten Familienverhältnissen kommen und nur durch affirmative Maßnahmen an die Hochschule gelangt waren (unabhängig davon, ob es zutraf oder nicht).⁹

| SU

SCHWARZE VÄTER

- SU: An Weihnachten vor ein paar Jahren kam in meiner Familie *Black Santa* zur Sprache – also die Idee, dass der historische Nikolaus eigentlich braun ist. Da sagte mein Vater, der mir bis dahin kaum Einblick in seine Erfahrungen mit Rassismus gegeben hatte: »Ich möchte nicht darüber reden, hört auf!«, und ging aus dem Zimmer. Wir waren alle geschockt. Mein Vater, der auf die 80 zugeht, ist normalerweise ein sehr ruhiger und umgänglicher Mensch. *Race* scheint seine Tabuzone zu sein, wobei der *Santa*-Sachverhalt ja relativ harmlos war. Seither ist es schwierig, an den Familienzusammenkünften über Rassismus oder *race* zu reden. Meine Geschwister und ich versuchen es immer wieder zu thematisieren, aber es wird meistens abgewürgt, so in der Art: »Das liegt in der Vergangenheit, wir brauchen nicht mehr darüber zu reden.« Ich kann diese Haltung aber auch verstehen, da meine Eltern sowohl in Deutschland wie auch in den USA der 1960er Jahre – wo noch in manchen Staaten Segregation herrschte – extreme Diskriminierung und Ausschluss erlebt haben.
- SE: Ich erlebe bei meinem Vater eher die umgekehrte Bewegung: dass er wütender wurde im Alter. Als mein Bruder einmal erzählte, jemand habe ihm gesagt, dass er überempfindlich sei, wurde mein Vater richtig aufgebracht: »»Empfindlich« – das sagen sie immer, wir seien »zu

9 | C. M. Steele: Whistling Vivaldi and Other Clues to How Stereotypes Affect Us.

empfindlich«. Ich kann das nicht mehr hören!« Mein Vater hat im Bereich der Arbeit viel Rassismus erlebt. Zwar hat er in der Schweiz ein Staatsexamen gemacht, aber weil kein eidgenössischer Experte dabei war, durfte er als Mediziner keine Praxis eröffnen. Das war ein großer Traum meines Vaters, der sich nicht erfüllt hat. Solche Dinge habe ich mitbekommen. Und nun, seitdem er realisiert hat, dass er nicht zurückgehen wird, hat sich bei ihm eine gewisse Melancholie eingestellt.

MA: Wir haben zu Hause immer mitbekommen, wie mein Vater unter Rassismus gelitten hat. Er ist mit 47 an Krebs gestorben, und ich glaube, dass seine alltäglichen Rassismuserfahrungen mitverantwortlich waren für sein Krankwerden. Eine sehr prägende Erfahrung war, als mein Vater seinen Job verlor, da er von einem Mitarbeiter wiederholt so rassistisch beleidigt wurde, dass er ihn schlug und vor Gericht musste. Er war danach lange Zeit arbeitslos und fand – bestimmt auch aufgrund seiner Hautfarbe – sehr lange keine Stelle mehr.

KI: Mein Vater hat lange mehr verdient als meine Mutter. Sie hatten eine klassische bürgerliche Rollenverteilung. Meine Mutter arbeitete Teilzeit und schmiss den Haushalt. Mein Vater wurde aber außer Haus in dieser Rolle oft nicht ernst genommen, sondern als exotischer Unterhalter wahrgenommen. Damit hat er auch gespielt. Er erzählte uns oft Anekdoten, in denen er für Weiße Geschichten über Afrika erfand oder einen »afrikanischen« Tanz vorführte – etwas, womit er sich als Ingenieur vor seiner *home community* wohl nie gebrüstet hätte. Mein Eindruck ist, dass die Pensionierung eine Art Depression ausgelöst hat und er noch stärker auf die Rolle des Unterhalters zurückgeworfen ist. Ich beobachte, dass er immer weniger Energie aufbringt, damit »zu spielen«.

MA: Ich habe vor wenigen Jahren realisiert, dass ich mir lange Zeit nicht erlaubt habe, wütend zu sein. Ich war zu beschäftigt damit, mich überall anzupassen, dazuzugehören und auf keinen Fall anzuecken. Ich wollte vermeiden, noch mehr aufzufallen. Ingeheim aber war ich wütend auf meinen Vater und auf diese rassistische Welt da draußen. Heute weiß ich, dass mein Vater auch sehr wütend und verletzt war. Ich habe mich nach seinem Tod in vieler Hinsicht mit ihm versöhnt, weil ich ihn und seine Realität als Schwarzer Mann in einer rassistischen Gesellschaft besser verstehe. Gleichzeitig erlaube ich mir jetzt, meine Wut auch zu zeigen.

RA: Mein Vater kam immer wieder aufgelöst nach Hause – nach wieder einem Rassismus-Vorfall. Tränen waren sehr präsent. Wut hatte kaum Platz. Diese Wut wächst heute. In unserer Familie war Schwarzsein ein sehr wichtiges Thema. Einschneidende Erlebnisse wie die Freilassung Nelson Mandelas galten als eine Art Feiertag. Danach kam der Irakkrieg. Der war für meinen muslimischen Vater sehr bedrückend. Er ahnte wohl voraus, dass die interreligiöse Verständigung in Gefahr ist.

Studien deuten darauf hin, dass migrantische Männer öfter von gesundheitlichen Problemen, sozialer Desintegration und ökonomischer Benachteiligung betroffen sind als gleichaltrige Schweizer. Intersektional betrachtet muss neben dem *othering*¹⁰ auch die männliche Sozialisation beleuchtet werden: Die heute älteren Männer sind mehrheitlich in einer Zeit sozialisiert worden, in der die Erwerbsarbeit das zentrale Identifikationsmoment darstellte. Mit Beginn der dritten Lebensphase, wenn der Ausstieg aus der Erwerbsarbeit folgt, entstehen meist Brüche in männlichen Biografien.

Alternative Lebensstrategien wie zum Beispiel Freiwilligenarbeit und außerberufliche Beziehungspflege gehören nicht zum Habitus dieser Generation Männer. Weiter scheint es für viele ältere Männer schwierig, einen Umgang mit altersbedingten körperlichen Leistungseinbußen zu finden. Sie empfinden dies als »Kränkung ihrer Männlichkeit«. Hinzu kommt, dass in unserer westlichen Gesellschaft kaum positiv bewertete männliche Altersrollen bestehen.¹¹ Mit dem aktiven und fürsorglichen Großvater ist nun eine am Entstehen. Ob diese Untersuchungen für Schwarze Väter zutreffend sind und inwiefern diese neue Großvaterrolle für sie zugänglich ist, bleibt offen.

| RA

FARBE UND GESCHLECHT VON VERMITTLUNG

SE: Als wir noch in Westafrika lebten, war ich nicht Schwarz und in der Schweiz nicht weiß. In Westafrika waren wir auch mit Auslandschweizerinnen und -schweizern befreundet. Bei den meisten gemischten Ehepaaren war der Mann weiß und die Frau Schwarz. Mein Vater war dadurch in einer sonderbaren Rolle. Oft hatte ich den Eindruck, er müsse unter weißen Männern den Clown spielen.

In der Schweiz hat ihn meine Mutter immer zu schützen versucht und bemühte sich, gewisse Dinge von ihm fernzuhalten. Zum Beispiel machte sie die Beamtingänge, weil er nicht perfekt Deutsch konnte und am Telefon ab-

10 | Othing, wortgetreu Andersmachen, bezeichnet die Selbstdefinition in Abgrenzung von anderen, indem Charakteristika der anderen als anders oder fremd beurteilt werden. Das Eigene bildet dabei die (oft unbenannte) Norm. Mit diesem Andersmachen ist oftmals ein Abwertungsprozess der »Anderen« verbunden, was gleichzeitig die eigene Zugehörigkeit emporhebt.

11 | Vgl. F. Höpflinger: Männer im Alter – Altern von Männern.

gekanzelt wurde. Ich habe meiner Mutter oft von Beleidigungen erzählt. Da hat sie sich mit mir hingestellt und mit mir überlegt, wie ich schlagfertig reagieren könnte. Es gibt aber eine Asymmetrie darin. Einfach deshalb, weil ich und meine Mutter nicht dasselbe erlebt haben. Sie hat Rassismus aus einer anderen Position erfahren als ich. Mein Vater hat sehr viel weggesteckt. Er meinte dann manchmal nur: »Ach, diese Schweizer haben einfach keine Ahnung.« Aber ich konnte mich nicht so leicht vom alltäglichen Rassismus abgrenzen.

- MA: Meine Mutter brachte das Geld nach Hause. Aber mein Vater war daheim dennoch der Patriarch. Meine Mutter hat das eventuell auch zugelassen, um ihm kein schlechtes Gefühl zu geben. Dieses Ausbalancieren der Hierarchien zwischen *race* und Geschlecht ist mir sehr geblieben. In meiner Beziehung bin ich zurzeit diejenige, die mehr verdient, mein Mann macht eine berufsbegleitende Ausbildung. Da er dunkler ist als ich und im Gegensatz zu mir nicht hier geboren und aufgewachsen ist, sieht mich mein Mann – besonders in Konfliktsituationen – schnell als Weiße. Das erinnert mich an die Rolle, die meine Mutter damals hatte. Gleichzeitig bin ich mir sehr wohl bewusst, dass ich als hellhäutige Schwarze mit deutscher Muttersprache tatsächlich über deutlich mehr Privilegien verfüge als mein Mann. Diese Diskrepanz gilt es auszuhalten.
- KI: Mit Bezug zu meinem Vater kann ich mich an verschiedene Momente erinnern, in denen ich als Vermittlerin für ihn angesprochen wurde, oder dass ich gelesen wurde, wie es grad passte, und dass gewisse rassistische Sachen mir und nicht ihm gesagt wurden. Beispielsweise haben mir mehrere Menschen erzählt, wie erstaunt sie waren, als sie meinen Vater das erste Mal sahen, weil er so dunkel sei. Einmal stand er dabei neben mir. Das passiert mit meiner Mutter ähnlich. Auch wenn beide meine Eltern jeweils an Schulgespräche gingen oder auch an Familienfeiern mit der Schweizer Familie, war meine Mutter die Ansprechperson, selten mein Vater.

Im Globalen Norden und so auch in der Schweiz bedeutet Integration in den Mainstream weiterhin die Aneignung von dominanten Idealen, wie die Norm der Kleinfamilie, Heterosexualität und Weißsein. Eigenheiten (wie Sprache, Familienbeziehungen, sozialer Status etc.) sollten aufgegeben werden, um Platz für diese neuen Ideale zu machen. People of Color und anders marginalisierte Menschen sind aber von vornherein von diesen Idealen ausgeschlossen, was zu konfliktiven, unterbrochenen oder unabgeschlossenen Integrationsprozessen führt. Diese können generationenübergreifend zum Tragen kommen, beispielsweise durch die Übertragung einer Integrationshoffnung auf die Kinder oder durch negative Identifikationsbilder der eigenen Community. Mitzulachen, wenn rassistische Witze gemacht werden, oder den Clown zu spielen, sind Möglichkeiten, sich zu integrieren. >

People of Color befinden sich infolgedessen in einer stetigen Aushandlung zwischen Trauerarbeit (dem Trauern um ein verlorenes Objekt, um Platz zu schaffen für etwas Neues) und Melancholie (dem »sturen« Festhalten an einem Objekt, das schon verloren ist). Diese rassisierte Melancholie ist folglich nicht ein individuelles Manko. Sie ist eine Gefühlsstruktur und damit gesellschaftlich angelegt: Die Unterscheidung zwischen »schlechten« (rassisierten) und »begehrten« (weißen) Objekten wird in der Gesellschaft aufgestellt. Die »guten« Objekte aber sind nicht für alle zugänglich. Rassisierte Melancholie bedeutet das Festhalten an »schlechten« Objekten durch People of Color, weil sie keinen Zugang zu gewissen »guten« Objekten haben, aber auch, weil die vermeintlich »schlechten« Objekte über einen Wert verfügen, der nicht aufgegeben werden soll. Mit Bezug zu Immigration, Assimilation und Rassisierung in den USA unterstreichen David L. Eng und Shinhee Han die Notwendigkeit, Melancholie zu depathologisieren. Stattdessen verweisen sie auf das politische Angebot dieser Gefühlsstruktur innerhalb weißdominierter Gesellschaften.¹² Wenn Melancholie als Gefühlsstruktur des Alltags (an-)erkannt wird, als Teil der alltäglichen Existenz und des Überlebens sowie als Umgang mit »allen Katastrophen«, die in den Leben von People of Color erfolgen, dann wird auch eine kollektivierte Arbeit des Trauerns und des Festhaltens an Differenz (beziehungsweise rassisierten Objekten) möglich. | KI

VERBILDUNG

MA: Ich bin Sekundarlehrerin und habe leider schon viele rassistische Situationen erlebt. Ein zwölfjähriger Schwarzer Junge wurde von seinen Mitschüler*innen ständig provoziert. Die Lehrer*innen reagierten erst dann, als der Junge ausgerastet ist, und zwar, indem sie ihm den Stempel des »schwierigen und aufbrausenden Schülers« verpassten. Er wurde in einen tieferen Leistungszug versetzt. Ich bin überzeugt, dass viele Schwarze Schüler*innen systematisch unterschätzt oder problematisiert und als Folge im Schulsystem benachteiligt werden.

Ich fände es wichtig, dass Lehrpersonen mehr Ahnung haben und Eltern Schwarzer Kinder mehr Unterstützung bekommen.

CH: Aus meiner Arbeit als Sozialpädagogin kann ich den Eindruck nur bestätigen. Bei den Jugendlichen of Color, die ich begleite, spielt Rassisierung

12 | Eng/Han: A Dialogue on Racial Melancholia.

immer eine Rolle. Die Jungs fallen schneller auf und raus. Diese subtilen Ungleichbehandlungen sind im Schulsystem schwierig manifest zu machen.

- MA: Ich habe auch das Gefühl, dass die männlichen Kinder und Jugendlichen mehr auffallen. Die Mädchen werden oft unterschätzt. Man traut ihnen weniger zu. Sie sind stiller, fleißiger, weniger auffallend. Das Klassische. Ich bin überzeugt, dass Mädchen und Jungen of Color auch weniger hoch eingestuft werden. Auch bei der Berufswahl wird ihnen zu wenig zugetraut. Ich habe stark das Gefühl, dass das bei vielen Lehrkräften bewusst und unbewusst mitschwingt.
- CH: Ich erlebe, dass nichtweiße Jugendliche gar nicht mehr »beschult« werden. Entgegen dem Auftrag werden sie nicht mehr richtig gefördert. Man lässt sie schleifen. Den Behörden ist es egal.
- MA: Und dann die Schulbücher. Ich habe als Beispiel das neue Lehrmittel für Englisch mitgenommen, das mit dem neuen *Lehrplan 21* flächendeckend eingeführt wurde. Auf dem Titelbild: Ausschließlich weiße Gesichter! Keine Schweizer Klasse sieht heute so aus. Als ich das Lehrmittel öffnete, sah ich, dass ein Kapitel dem mutigen weißen Entdecker *Thomas Cook* gewidmet war. Die Maoris und ihre Kultur waren nur am Rande Thema und sie wurden in Bild- und Textsprache als halb nackte Eingeborene mit Perlenkette dargestellt.
- In einer Aufgabe werden die Jugendlichen aufgefordert, Begriffe zu notieren, die früher für bestimmte Menschengruppen verwendet wurden, aber heute nicht mehr akzeptiert werden. Ihr könnt euch vorstellen, was in den Klassenzimmern abgeht: Das ganze rassistische Vokabular wird abgerufen und schön in die Köpfe betoniert. Eine Zumutung! Ich kann und will nicht damit arbeiten und habe das entsprechend kommentiert. Meine Kolleg*innen verstanden nicht, »weshalb ich mich so anstelle«.
- SU: Ja, es ist schwer, Verbündete zu finden, weil die meisten nicht wollen, dass Unruhe reinkommt. Sie wollen, dass es funktioniert. Ich merke dann, dass sie sich denken: »Lass uns das lieber nicht aufwühlen.«

Der Schul- und Ausbildungsverlauf von migrantischen und Schweizer Jugendlichen unterscheidet sich noch immer stark. Neben einer Lehre (Grundbildung) werden migrantische Jugendliche öfter in eine Übergangsausbildung gelenkt, wohingegen schweizerische Kolleg*innen ans Gymnasium gehen. Der Bildungsforscher Urs Moser stellte fest, dass der Schulerfolg maßgeblich vom sozialen Status der Eltern abhängt. Entscheidend sei die finanzielle Beteiligung der Eltern an Nachhilfe- und

Stützunterricht. Laut einer Studie von Eva Hug¹³ ist Schulerfolg auch ein Resultat sozialer Praktiken, ausgeführt von Lehrpersonen, Schulleitungen und dem Elternhaus. Denn noch immer wird als »normal« eingestuft, was Lehrpersonen und andere zuweisende Stellen selber kennen; alles, was unbekannt ist, wird als »fremd« eingeschätzt und damit als weniger wertvoll. So ist zum Beispiel das Kennen von Wanderwegweisern oder der Grimm-Märchen eine unsichtbare Voraussetzung für Schulerfolg. Die entscheidenden Weichen für den Schulerfolg von migrantischen Kindern werden früh und sehr oft unbewusst gefällt – die Folgen sind jedoch weitreichend und oftmals auch diskriminierend.

Alle diese Erhebungen gehen allerdings von der Prämisse aus, dass Diskriminierung in erster Linie Personen mit niedrigem Bildungsstand, mit Migrationshintergrund oder Zugewanderte betrifft. Aber die Anzahl von People of Color, die sich in diesen Kategorien nicht wiederfindet, nimmt zu, und was ihre spezifischen Diskriminierungen im Lehrinhalt ebenso wie in der Segregation im Bildungsweg betrifft, gibt es eklatante Leerstellen. Diese machen es praktisch unmöglich, entgegengewirkende Maßnahmen zu entwickeln.¹⁴

| RA | KI

AM SCHALTER, AUF REISEN, BEIM EINKAUF

- CH: Mein Vater hatte ein paar Jahre bei meinem Bruder in den USA gelebt. Als ich ihn einmal besuchte und mit ihm unterwegs war, um verschiedene Motels anzusehen, musste mein Vater dringend auf Toilette. Die Frau in dem Motel verweigerte ihm aber den Zugang, und ich regte mich total auf und sagte ihm, dass wir uns das nicht gefallen lassen dürften. Mein Vater reagierte ausweichend. Mich überraschte es, dass mein sonst so starker, sich behauptender Vater so wenig konfrontativ reagierte.
- RA: Bezüglich des Umgangs mit Behörden hat mir die Einreise in die USA Sorgen gemacht: mit arabischem Namen, als geborene Kenianerin, die die Nationalität gewechselt hat. Das hat mich daran erinnert, dass meinem Vater auf Reisen

13 | E. Hug: Bildungsgerechtigkeit und schulische Selektion.

14 | Die Untersuchungen in Deutschland verlaufen entlang derselben Prämissen und sind mit der Schweiz vergleichbar. Die bedeutenden Versäumnisse und Auswirkungen für rassisierte Minderheiten werden im Parallelbericht vom Juni 2015 an den UN-Antirassismusausschuss zum 19.-22. Bericht der Bundesrepublik Deutschland zusammenfassend problematisiert (S. 35-39): [rassismusbericht.de](https://www.rassismusbericht.de), PDF via <https://bit.ly/2ER0kho> (abgerufen am 31.12.2018).

einmal der Pass gestohlen wurde. Er wurde ins Flughafengefängnis gebracht und hat mich von da angerufen. Ich musste dann lange mit einem Schweizer Beamten kämpfen, damit dieser überhaupt den Computer startete. Seiner Meinung nach gab es keine Schweizer mit unserem Namen. Da gibts neben der körperlichen Sichtbarkeit auch eine Diskriminierung über den Namen. In meinem Fall spielte auch ein antimuslimischer Rassismus mit.

- AZ: Meine Schwester wurde am Zoll bei der Einreise nach Los Angeles festgehalten, weil ihr Aussehen nicht zu einem Schweizer Pass passte. Als sie dann gefragt wurde, woher sie komme, sagte sie »*Switzerland*«, doch sie verstanden »*Swaziland*«. Ihre Existenz blieb also auch dann noch suspekt und konnte nicht eingeordnet werden. Als ich wieder in die Schweiz zog, habe ich den Behörden gegenüber die Strategie gewählt, möglichst bürgerlich aufzutreten, dialektbetontes Schweizerdeutsch zu reden und akademische Begriffe einfließen zu lassen, damit die Türen sofort aufgehen. Das funktioniert meistens relativ gut.
- SE: Das mache ich auch manchmal. Im Kontakt mit der Beiständin meiner Tochter habe ich mein Schweizerischsein und mein Bildungsprivileg herausgestrichen. Ich wollte auf keinen Fall, dass sie mich als »typische« Alleinerziehende wahrnimmt, die von einem Mann sitzen gelassen worden ist. Ich bin durch die Samenspende eines Freundes schwanger geworden. Aber als ich vor der Beiständin saß, wurde mir bewusst: »Du bist Schwarz, alleinerziehend und arbeitslos. Wie kannst du sie beziehungsweise den Staat davon überzeugen, dass du es trotzdem schaffen wirst?« Ich war verblüfft, wie sehr ich bemüht war, mich als selbstbestimmte, gebildete Frau darzustellen, die weiß was sie macht, sich ganz bewusst für ein Kind entschieden hat etc. Ich wollte nicht als Opfer gesehen werden, schon gar nicht meiner Hormone. Ich wollte auch meine eigene diffuse Angst vertreiben, dass ich mit der Erfüllung meines Kinderwunschs in die klassische Frauenfalle getappt bin und mir gewisse Privilegien wieder verscherzt habe. Und vor allem habe ich mich gefragt, wie es Migrantinnen ergehen mag, wenn sie vielleicht wirklich nicht wissen, wer der Vater ihres Kindes ist, und sich erst noch vor den Behörden rechtfertigen müssen.
- MA: Ich kann mich an Situationen mit meinem Vater im Auto erinnern. Ich wohne in der Nähe zur deutschen Grenze. Wenn wir sie überquerten, wurden wir fast immer angehalten. Und auch wenn ich heute mit meinem Schwarzen Ehemann über die Grenze fahre, bin ich weniger entspannt als alleine. Wir reden nicht groß darüber, aber wir überlegen uns jeweils, welche Strecke wir nehmen, um einer Kontrolle eher auszuweichen.
- KI: Ich kann mich daran erinnern, dass mein Bruder während der 1990er oder Anfang der 2000er Jahre viel herumreiste. Einmal kam er nach der Rückreise stundenlang nicht aus dem Flughafen raus, weil sie ihn zu einer Kontrolle herausgenommen hatten. Wir hatten uns daran gewöhnt,

dass er ebenso wie andere Schwarze Verwandte und Bekannte sicher nicht unter den Ersten war, die rauskamen, aber wir überlegten uns jeweils, ob wir schon zu lange gewartet hatten und schon der Moment gekommen war, um etwas zu unternehmen.

- MA: Letzte Woche stand ich mit meinen beiden Jungs in einem Coop Pronto. Sie standen vor einem Gestell mit Süßigkeiten und wollten sich etwas aussuchen. Sofort kamen zwei Verkäuferinnen und standen demonstrativ in ihre Nähe. Ich habe meinen Kindern gesagt: »Die schauen euch an wie Kriminelle. Wir gehen hier raus.« Meine Jungs waren etwas verwirrt. Es tat mir weh, dass ich ihnen erklären musste, dass sie sich in Einkaufsläden besonders vorsichtig verhalten sollten, da Leute sie vielleicht zu Unrecht verdächtigen und besonders beobachten würden. Ich realisierte, dass meine Jungs in einem Alter sind, wo ich sie mit einem Sicherheitstalk vorbereiten muss auf eine Welt, die ihnen feindlich gesinnt ist. Wären meine Kinder heller, wäre das wahrscheinlich weniger Thema. Das schmerzt mich, aber wenn ich es nicht mache, dann passiert irgendwann vielleicht etwas. Ich möchte ihnen keine Angst machen, aber sie schützen und vorbereiten. Das ist eine Gratwanderung.
- CH: Ich merke das auch bei meiner Schwägerin. Die Familie lebt in Texas. Sie erzieht ihre Kinder sehr streng, um sie vor Racial Profiling zu schützen.

Die länderübergreifende Mobilität ist unter anderem durch eine solche Rassisierung beschnitten. Grenzübertritte machen dies nochmals sehr deutlich, wie sich auch im Gespräch gezeigt hat. Berichtet wird vorrangig von Racial Profiling durch Polizei und Grenzbeamte, die rassistische Typisierung greift aber auch in den Schulen, im Kontakt mit Behörden und in alltäglichen Begegnungen. Es sind hegemoniale eurozentrische Kriterien, die für den Zugehörigkeitsscan verwendet werden. Hier begegnet uns ein abgeschlossenes, territorial-rassifiziertes Raumverständnis mit Zuschreibungen von Zugehörigkeitsmerkmalen zum nationalen Raum Schweiz, das auf ein kolonial gefärbtes Verständnis referiert.

Erst durch Handeln entsteht Raum, der wiederum das Handeln prägt. Raum wird durch soziale Praxen konstruiert: Einerseits durch besagte Ausschlusspraxen, andererseits auch durch Globalisierungsbewegungen, die Einfluss auf die Zusammensetzung der Bewohner*innen eines Raums haben. Die Schweiz hat sich schon lange verändert, doch der Blick für diese postmigrantische Schweiz scheint – nicht nur beim Grenzpersonal – noch immer unbekannt.¹⁵

| RA

15 | Vgl. D. Massey (1994): Space, place, and gender; sowie M. Löw et al.: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie.

SCHÖNHEITSNORMEN

SE: Meine Tochter wird immer als Junge wahrgenommen. Sie hat sehr dichte, kurze Haare. Lange Haare sind mir zu viel Arbeit und sie lässt sich ohnehin nicht kämmen.

Früher machte es ihr nichts aus, nicht als Mädchen wahrgenommen zu werden. Aber jetzt entgegnet sie den Leuten: »Ich bin ein Mädchen und viereinhalb Jahre alt.« Gleichzeitig will sie sich immer öfter rosa kleiden, um erkennbar zu sein. Und ich frage mich, ob ich ihr etwas vor-enthalte, wenn ich sie weiter die Bubenkleider ihrer Cousins nachtragen lasse. Wir trugen als Kinder nie Rosa, aber wir hatten lange Zöpfe. Letztens sagte sie, sie wolle Dreadlocks, weil sie lange Haare will, ohne sich kämmen zu müssen.

Eigentlich geht es um Geschlecht, und darum, kategorisierbar zu sein. Aber es geht eben auch um Rassisierung¹⁶, weil wir in einer Kultur leben, in der bereits kleine Mädchen lange Haare tragen – außer wenn sie Haare haben wie wir. Mit meiner Schwester zusammen habe ich meiner Tochter nun schweren Herzens eine Schwarze Barbiepuppe gekauft. Aber es hat geklappt, sie hat eine Barbie mit wallenden, langen Haaren und sieht, dass das auch möglich ist, und ihre Freundin, mit den blonden Barbies, wünscht sich nun auch eine solche schöne Barbie.

MA: Mein Sohn hätte auch gerne *Dreads* und ich finde, wieso nicht? Aber mein Mann ist entschieden dagegen. Ich glaube, dass es in seiner Familie als ungepflegt empfunden wird, als »*not serious*«.

SE: Es gibt dieses Stereotyp, dass sogenannte »Mixed-race-Kinder« in Europa *immer* weiße Mütter haben, die *nie* wissen, wie man mit ihren Haaren umgehen muss, und deshalb haben diese Kinder *immer* ungepflegte Haare. Auch im westafrikanischen Kontext. Dagegen wehre ich mich. Ich bin zwar nicht der Typ, die immer an meinen Haaren rumbastelt, aber gleichzeitig möchte ich dieses Stereotyp auch nicht erfüllen. Natürlich finde ich es auch super, tolle Frisuren zu machen. Aber ich möchte diesen Druck nicht auf meine Tochter übertragen. Wenn sie das mag, wird sie

16 | Im Gespräch wurde *race* gebraucht. Anders als in der deutschen Sprache wird *race* im englischsprachigen Raum auch affirmativ verwendet und wird nicht unbedingt als Substanzkategorie, sondern als kritische Kategorisierung gelesen. Somit wird im Deutschen häufig auf das englische Wort ausgewichen, um dem »impliziten Biologismus und den faschistischen Konnotationen des deutschen Wortes auszuweichen«. Vgl. G. Dietze: *Race, Gender and Whiteness*, S. 9-19. Anders als »Rasse« erlauben die Begriffe »Rassisierung« oder »Rassifizierung« eine sinnentsprechende Übersetzung, indem sie den Konstruktionscharakter hervorheben.

- das lernen. Sie wird Kinder um sich haben, die ähnliche Haare haben wie sie und mit denen sie Frisuren ausprobieren kann.
- SU: Bei mir ist es umgekehrt. Mein Partner ist weiß und meine Tochter hat sehr glatte Haare. Meine Familie fragt oft: »Wo sind die Locken?« Manchmal, wenn ich ihre Haare durchkämmte, erpappe ich mich dabei, dass ich mir wünsche, sie hätte mehr Locken – ihre Haare sind dermaßen gerade, dass ich gar nicht weiß, was ich damit tun soll, denn ich kenne ja vor allem meine eigenen Locken. Ich finde sie toll, wie sie ist. Vielleicht wünschte ich mir aber, dass sie mir durch Locken ähnlicher wäre. Oder vielleicht kommt der Wunsch daher, dass auch meine Mutter das vorher genannte Stereotyp erfüllt hat. Es gab jeden Samstag die Tortur mit dem heißen Kamm oder mit Chemikalien, um die Haare glatt zu machen. Es hat lange gedauert, bis ich akzeptieren konnte, dass ich Locken habe.
- CH: Ich habe einiges ausprobiert. Ich hatte meine Haare kurz. Lange verwendete ich *Relaxer*. Ich hatte das Gefühl, mit glatten Haaren weniger aufzufallen. Bis ich dann Kopfhautprobleme hatte. Als ich meinen Vater in Nigeria besuchte, habe ich gemerkt, dass ich da auch nicht frei bin, bezüglich meiner Haare. Eine Kurzhaarfrisur fand er nicht gut. Heute möchte ich möglichst frei sein. Ich will mich von keiner Seite einengen lassen. Ich will eine Frisur nur machen, weil *ich* sie will. Und nicht weil ich denke, es entspricht irgendeinem Schönheitsideal. Es gibt in meinem Erleben ganz viele unausgesprochene Konventionen von Schwarzer und weißer Seite. Das hat dazu beigetragen, dass ich mich lange nicht frei gefühlt habe mit meinen Afrohaaren.
- KI: Meiner Mutter wurde immer wieder von der Schwarzen Familienseite unterstellt, dass sie keine Ahnung hätte, wie mit unseren Haaren umzugehen sei. Dabei wollte sie unsere Haare nur einfach nicht strecken. Sie war stolz auf die Locken ihrer Kinder. Meinem Vater gefallen meine Haare am besten, wenn ich sie streng zusammenbinde – und die Locken weniger sichtbar sind. Heute ist es unter meinen Cousinen beinahe ein Muss, die Haare *natural* zu tragen. Obwohl ich sehe, wie sich da sichtbar etwas verändert hat, habe ich Mühe mit diesem Natürlichkeitsdiskurs rund um Frauen. Sich so mit den eigenen Haaren zu beschäftigen, wird ja immer wieder an einen herangetragen, dabei habe ich selten Lust, dafür viel Zeit aufzuwenden.
- SE: Ich kann meine Haare nicht einfach so offen lassen, sonst falle ich zu sehr auf. Was viele haben, dass sie wenig tun müssen mit ihren Haaren, das gibt es für mich nicht. Aber ich bin da sehr pragmatisch. Wenn lang, dann sind Dreadlocks oder geflochtene Zöpfe das Einfachste. Ich überlege mir mehr bei der Kleidung: Als ich beim Radio arbeitete, wohnte ich in der Nähe des Straßenstrichs. Viele der Sexarbeiterinnen waren Schwarz.

Wenn ich nachts arbeitete, überlegte ich mir schon, was ich anzog, um den Anreiz möglichst niedrig zu halten, dass Freier mich ansprachen. Gleichzeitig fand ich es seltsam, dass ich mit diesen Schwarzen Frauen nicht ins Gespräch kam oder dass es keine verbündende Blicke gab – obwohl wir offenbar ähnlich gelesen wurden. Gleichzeitig musste ich Distanz halten, damit ich auch nachts um eins in Ruhe nach Hause kam.

RA: Diese Erfahrung habe ich oft auch gemacht in Zürich. Aber meine Distanzierung richtete sich gegen die »alten weißen Säcke«. »Wie mache ich ihnen klar, dass ich weder an einem ›Hallo‹ noch an sonst was interessiert bin?« Das war ein Spießrutenlauf. Mit Sexarbeiterinnen gab es sogar Verbindungen. Jedoch nur tagsüber, in der Nacht war die ganze Atmosphäre anders, gestresster. Mein Gefühl war oft, dass ich entweder Frischfleisch oder Konkurrenz bin. Frischfleisch für Männer und Konkurrenz für die Sexarbeiterinnen.

Aber noch zu den Haaren: Ich hatte glatte Haare bis elfjährig. Erst dann haben sie angefangen sich zu locken. Und wo ich mit Kleidern und Verhalten den Eindruck hatte, androgyner zu wirken, waren meine Haare immer wieder der letzte und sichtbarste Anziehungspunkt. Punkto Exotismus und Sexismus war das für mich bis Mitte/Ende zwanzig sehr belastend. Danach hat das abgenommen. Aber kürzlich war ich in einem Restaurant und dort hat mir eine fremde Person in die Haare gefasst und gesagt: »Die sind aber schön, so weich. Bist du Mischling? Mischlinge sind die Schönsten.«

Die Schweiz ist geprägt von einem Assimilationsparadigma mit einer staatlich sanktionierten *weißen*, heteronormen, cis-männlichen, mittelständisch-bürgerlichen Norm im Zentrum.¹⁷ Wer sich (noch) nicht einfügt, soll sich anpassen, wer das nicht will oder wem das nicht möglich ist, bleibt ausgeschlossen. Eine »Politik des Anstands« von marginalisierten Gruppen ist eine Reaktion darauf. Dabei werden Werte der »eigenen« Gruppen entgegengehalten und als beständig und kompatibel mit den dominierenden Normen erklärt. Doch das ist ebenfalls normierend und es gibt eine eigene Form der Überwachung, damit die Mitglieder aus den »eigenen Reihen« sich an diese Werte halten, »anständig« bleiben.¹⁸ >

17 | R. Jain: Migrationsforschung als transnationale, genealogische Ethnographie.

18 | Barack Obama und seine Familie werden oft als repräsentativ für die »Politik des Anstands« (Politics of respectability) gesehen, als Schwarze Vorzeigefamilie der Mittel-/Oberschicht. Im Verlauf seiner Präsidentschaft wurde er dafür auch kritisiert, beispielsweise, als er die Kriminalität von Schwarzen verurteilte.

Auch in unseren Gesprächen rangen wir mit dieser Politik: von der Erwartung von guten Noten über »gezähmte« Frisuren bis hin zum Begehren, als anständige Person (an-)erkannt zu werden. Eine »Politik des Anstands« ist aber limitiert und die Kritik daran vor allem auch seitens Schwarzer Feministinnen lang anhaltend und harsch:¹⁹ Nicht einer Norm zu entsprechen, darf nicht eine Legitimation für (sozialen) Tod sein. Vielmehr geht es darum, diese Normen immer wieder infrage zu stellen, sie nach ihren Ausschlüssen zu befragen und auf die Machtbedingungen hinzuweisen, unter denen sie entstanden sind. Dadurch kann nichtnormatives Leben und Handeln erkannt und wertgeschätzt werden. Dies eröffnet die Möglichkeit einer anderen, transformativen Politik, einer, die auf bestehenden und wünschenswerten Abweichungen insistiert und sich mit diesen verbündet – zum Beispiel in einer Politik der Devianz²⁰. | KI

AMBIVALENTE KOMPLIMENTE

- SU: Zum Exotismus fällt mir Folgendes ein: Ich habe gemerkt, dass die Leute denken, dass sie einen eher ansprechen können. Ich sitze zum Beispiel auf einer Bank und esse zu Mittag. Da kommt einer und fragt: »Ist da frei? Woher kommst du? Du bist aber exotisch, wollen wir uns mal treffen?« Ich frage mich dann: Wieso meint er jetzt, dass er mich einfach ansprechen kann? Die Hemmschwelle ist niedriger. Vielleicht denkt er für sich: »Das mit dem ›exotisch‹ kann ich schon sagen, es ist ja charmant und nett gemeint.«
- MA: Sogar wenn ich verschwitzt vom Training heimkam, wurde ich angequatscht und gefragt, wie viel ich koste. Meine Wirkung auf gewisse Männer, beziehungsweise die unangenehme Aufmerksamkeit, die ich als junge Frau erlebte, überforderte mich und machte mir Angst. Wenn ich als Jugendliche mit meiner Mutter im Bus war, sagte sie Sachen wie: »Jetzt schauen dich wieder alle an«, oder »Binde deine Haare zusammen, das sieht sonst so nuttig aus«. Auch mein Vater wollte mich vor Übergriffen bewahren und sagte mir, wie ich mich anziehen solle. Männer verhandelten vor mir mit meinem Vater, wie viel er für mich bekommen sollte – das war mir so peinlich.

19 | Vgl. The Crunk Feminist Collection: Disrespectability Politics.

20 | C. J. Cohen: Deviance as Resistance, S. 27-45.

Mein auffälliges exotisches Aussehen, mein Frausein erlebte ich als bedrohlich und problematisch. Ich weiß, dass das dazu beigetragen hat, warum ich mir einen Schutzpanzer angefressen habe und heute stark übergewichtig bin.

Für meinen Körper, meine Gesundheit möchte ich dieses Gewicht nicht, aber es ist ein Schutz. Die Männer lassen mich in Ruhe. Gleichzeitig habe ich das Gefühl, wer mich so liebt, wie ich jetzt aussehe, liebt mich für meine Persönlichkeit und nicht für mein Äußeres.

- AZ: Wenn mir Frauen ungefragt in die Haare gegriffen haben, hat mich das verletzt, weil es Verbündete hätten sein können. Bei einem Typen kann ich da eher sagen: »Verpiss dich!« Mehr Gedanken gemacht habe ich mich bei der Frage, wann und wo ich ein Kopftuch trage. Ich überlege mir dabei, ob es der richtige Ort ist, also zum Beispiel auf dem Arbeitsplatz. Da mache ich mir Gedanken, ob es passt oder nicht und ob ich so auffallen will oder nicht.
- RA: Ich habe jetzt wieder angefangen, Kopftuch zu tragen – auch als politisches Statement. Das Kopftuch lange verdorben hat mir, was mir auf Lesbenpartys in Zürich passiert ist, als mehrmals Frauen auf mich gezeigt und gesagt haben: »Das soll feministisch sein? Das soll eine Lesbe sein?« Das hatte ich von Frauenkreisen nicht erwartet.
- AZ: Ich finde es gut, selber zu definieren, was queer oder feministisch sein soll. Und das hat auch viel mit Komplimenten zu tun. Zum Beispiel bringt ein Kompliment von einer anderen Schwarzen Frau eine selbstermächtigende Komponente mit sich und hat damit ein politisches Moment. Das Kompliment von einem Typ oder einer weißen Frau hingegen kann sich exotisierend oder objektivierend anfühlen.
- CH: Ich hatte oft das Gefühl, dass mich Schwarze Frauen am wenigsten schön finden in Bezug auf die Haare. Ich habe nie so viel aus meinen Haaren gemacht und dachte immer, die denken, »das könnte man jetzt viel besser machen«.
- SE: Eine Zeit lang hatte ich Dreadlocks und viele Schwarze lesbische Frauen ebenfalls. Es war wie ein Zeichen. Damals hatte ich das Gefühl, dass ich so eher als queer lesbar bin. Mittlerweile ist *back to the roots* auch im urbanen Westafrika *in* und gepflegte Dreadlocks sind salonfähiger geworden, zumindest in der Oberschicht. Jenseits dieser Elite gibt es aber auch junge queere Frauen, die sagen: »Wenn ich dann einen sicheren Job habe, mache ich Dreadlocks.« Und lassen es dann doch bleiben, aus Angst, sich ihre Aufstiegschancen zu vermasseln.

Gleichgeschlechtliche Liebe und Sexualität wird in panafrikanischen politischen Kontexten oft marginalisiert oder als Widerspruch zu Schwarzen Kämpfen gesehen. Homosexualität galt, ähnlich wie Gender, als zweitrangig gegenüber den Fragen rassistischer und (neo-)kolonialer Gewalt und Unterdrückung. In vielen ehemals kolonisierten Ländern wurde Homosexualität als importiertes, weißes »Problem« oder als irrelevant für Schwarze Menschen abgestempelt. Dies hängt auch damit zusammen, dass Homosexualität als Konzept in nordatlantischen Metropolen entstanden ist und stark geprägt ist von stereotypen Bildern von schwulen und lesbischen Lebensstilen. Gerade in afrikanischen Kontexten vermeide ich das lesbisch-schwule Vokabular und rede lieber von einer Vielfalt von gleichgeschlechtlichen Intimitäten. Das scheinbar universelle Narrativ internationaler LGBT²¹-Organisationen fasst längst nicht alle queeren Liebes- und Begehrensformen.

Ein solches Narrativ ist etwa das Coming-out, das als Akt der Befreiung gefeiert wird. Es ist geprägt von der Idee, dass wir uns nur redend Ausdruck verleihen, uns dadurch offenbaren und Gemeinschaft finden können. Gerade in afrikanischen und in diasporischen Schwarzen Kontexten gab und gibt es gewisse Möglichkeiten, sich gleichgeschlechtlich (oder jenseits der Zweigeschlechtlichkeit) zu lieben, ohne sich darüber definieren zu müssen. Diese Vagheit kann, muss aber nicht, zu einer schmerzhaften Unsichtbarkeit führen. Denn wenn Sexualität nicht als Identitätskategorie, sondern als eine gelebte Praxis und ein persönliches Wissen verstanden wird, entstehen Identifikationsmomente und queere Freundschaftsnetzwerke, die ohne binäre (Hetero/Homo) Kategorisierungen auskommen.

| SE

WIDERSTAND IST ALLTAG IST ARBEIT

KI: Mein Vater hat jeweils Schwarze auf der Straße begrüßt. Das war mir als Kind sehr unangenehm. Diese grüßten auch nicht immer zurück. Als ich mit ihm darüber geredet habe, sagte er, dass das selbstverständlich war, als er Anfang der 1960er Jahre in die Schweiz gekommen sei. Er meinte, damals waren *sie* weniger. Es sei eine Frage von Solidarisierung und Respekt.

21 | LGBT steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*. Es gibt mittlerweile verschiedene erweiterte Varianten dieses Acronyms, das eine Vielfalt an nichtheterosexuellen und nicht-gender-binären Verortungen zu erfassen sucht.

- RA: Mein Vater hat das bis zu seinem Tod gemacht.
- KI: Es macht einen Unterschied, wer, wann, wo und wie grüßt, beispielsweise, ob es ein älterer Schwarzer Mann auf der Straße oder ein jüngerer in der Disco ist. Wenn ich in einem sehr weißen Raum eine weitere nicht-weiße Person sehe, versuche ich schon zu signalisieren, dass ich auch da bin. Das empfinde ich als Solidarisierung. Das wünschen aber auch nicht alle. An anderen Orten, wo es viele Schwarze Menschen gibt, wird dieses Signal schnell mehrdeutig und ich lese das dann von Männern kommend oft eher als Anmaché – manchmal wohl auch zu Unrecht.
- SE: Ich frage Schwarze Menschen einfach nach dem Weg.
- AZ: Ich erinnere mich, dass ich in der U-Bahn manchmal gestresst war, wenn ich in einer Gruppe Schwarzer Freundinnen unterwegs war, weil ich das Gefühl hatte, wir seien zu viele beziehungsweise zu laut. Es kann schnell eine Bedrohung sein für die weiße Umgebung, wenn im öffentlichen Raum viele Schwarze Frauen auf einem Haufen sind – und dann noch so euphorisch. Ich habe dann oft so ein bisschen aufgepasst, wo wir stehen und wer neben uns ist und so.
- RA: Ich sitze gezielt neben Schwarze Menschen im ÖV.
- CH: Ja, das mache ich auch manchmal mir zuliebe, weil ich mich wohler fühle.
- SE: Ich sitze eben noch gerne alleine.
- AZ: Ich habe eine Zeit lang in einer WENDO-Gruppe trainiert. In schwierigen Situationen hat es mir auf jeden Fall genützt, dass ich weiß, wie ich mich verbal und körperlich verteidigen kann. Ein Wendepunkt war, als ich angefangen habe zu meditieren. Da habe ich allmählich versucht, diese konfrontative Haltung in gewissen Momenten eher zu meiden, und gelernt, in schwierigen Situationen eher die Ruhe zu bewahren und zu akzeptieren. Dadurch wirkten diese Situationen automatisch weniger bedrohlich und ich habe das Gefühl, dass ich weniger angreifbar bin.
- RA: An einer Tagung in Kalifornien habe ich *Patricia Hill Collins*²², eine Schwarze Aktivistin, gehört. Als sie *Kimberlé Crenshaw*²³ vorstellte, erinnerte sie sich, dass sie Crenshaw bereits in den 1970ern sehr dafür bewundert hat, wie sie sich selbst durch Meditation Sorge trägt, um für den Kampf »draußen« gestärkt zu sein. Beide sahen darin die einzige Möglichkeit, sich immer weiter für Gleichberechtigung einzusetzen und sich Kämpfen in der Gesellschaft zu widmen. Ich selber merke auch, dass ich zwischendurch Ruhe brauche, denn ich engagiere mich ja auch viel.

22 | P. Hill Collins: Black Feminist Thought.

23 | K. W. Crenshaw: The urgency of intersectionality. TED Talk, auf Youtube, <https://bit.ly/2Qaw8iB> (abgerufen am 31.12.2018).

- MA: Für mich hat es einen Unterschied gemacht, dass ich mich nicht mehr so isoliert fühle. *Bla*Sh* ist für mich heute ein Ort, an dem ich das Gefühl habe, mich frei ausdrücken zu können und verstanden zu werden. Das habe ich bisher nur in den USA so erlebt, bei Weiterbildungen mit einer NGO im Bereich Diversity/Inklusion.
- Zu wissen, dass ich nicht alleine bin, hat mich in meinem Alltag und meinem Selbstbewusstsein sehr gestärkt. Ich habe unter anderem gelernt: »*I choose my battles.*« Ich wäge heute ab, auf was ich mich einlassen will. Manchmal ist es ein guter Tag zum Fighthen und manchmal nicht.
- RA: Ich habe mit meinen Freund*innen abgesprochen, dass, wenn eine »angegriffen« wird, die andere reagiert. Dass wir einander schützen. Das war wichtig. Sowohl hier als auch in den USA, in dem weißen Ort, wo ich wohnte, verbündete ich mich mittels Blickkontakt mit Schwarzen, vor allem mit Schwarzen Frauen. Es ist ein Blick, der sagt: »Ich hab dich gesehen, würd mit dir und für dich einstehen, wenn was passiert.«
- SU: Ich kann mich noch an die Schule erinnern. Es gab Situationen, wo ich irgendwas genannt wurde, und meine weißen Freunde wussten dann nicht, wie damit umgehen. Ich war dann auf mich selbst gestellt. Es war schwierig, mir selbst zu sagen: »Hör einfach nicht drauf, du bist doch okay«, und mich von dem Gesagten abzugrenzen. Für mich waren das sehr schwierige Momente.
- CH: Ich bin beeindruckt, was ihr alle zum Thema Widerstand gesagt habt. Ich kann da gar nicht so viel dazu sagen. Mir fällt es grad schwer, mich diesbezüglich zu reflektieren. Das macht mich gerade auch etwas traurig.
- SE: Mir ist noch etwas in den Sinn gekommen: Das schlimmste Erlebnis war, als ich mit einer Schwarzen Freundin in der U-Bahn geflirtet habe. Da hat mir eine andere Schwarze Frau eine Ohrfeige gegeben. Ich merke, dass ich bei Homophobie auch nicht so viele Strategien habe. Mit dem intimen Rassismus habe ich mehr Erfahrung. Aber bei Homophobie nehme ich mich präventiv zurück. Es gibt Menschen, bei denen ich mich wohlfühle, die keine falschen Fragen stellen und nicht komisch schauen, wenn wir uns in die Arme nehmen.
- RA: Das kenne ich auch, das Pendeln zwischen Homophobie und Rassismus. Als Schwarze Frau nochmals mehr aufzufallen. Bei mir ist sehr viel Achtsamkeit da und ich weiß sehr genau, wie wir als Paar auftreten. Ich spüre die zwei Angriffsmöglichkeiten und finde es sehr anstrengend und auch immer wieder traurig, dass diese Unbekümmertheit in der Öffentlichkeit nicht stattfinden kann.
- CH: Im Zug saßen uns ein Schwarzer Mann und zwei weiße Frauen schräg gegenüber. Er versuchte sichtlich, die beiden zu beeindrucken. Irgendwann erkannte er, dass wir eine Regenbogenfamilie sind. Er nahm das zum Anlass, abschätzig über uns zu sprechen, dachte aber nicht, dass wir es merkten. Ich fühlte mich da ganz schlecht, gerade weil die Ablehnung von einer Schwar-

zen Person kam. Dies Kombination von Homosexualität und Schwarzsein und deren Zuschreibungen finde ich schon noch mal schwieriger.

SE: Mir hat es gutgetan, als ich in Westafrika junge Schwarze Männer kennenlernte, die total easy damit umgingen.

RA: Ich kann mich nicht erinnern, je von Schwarzen Frauen Homophobie erlebt zu haben. Wenn, dann waren es Schwarze Männer. An der Gay Pride hatte es viele Schwule aus Uganda. Die Pride ist für uns eine Möglichkeit, uns offen zu zeigen. Mit Schwarzen schwulen Männern unterwegs zu sein, fand ich schön. Es hilft mir, meine eigenen Vorurteile abzuwerfen.

Wir haben uns für einen offenen Schluss dieses Gesprächs entschieden. Es gibt kein bestimmtes Fazit. Das Gespräch geht nicht zu Ende, es ist eher ein Anfang mit einer langen Geschichte, ein Anfang mittendrin. Die dargelegten persönlichen, kollektivierten und vergesellschaftlichten Auseinandersetzungen sind eine Momentaufnahme, sie sind weder abgeschlossen, noch haben sie ein Ende. Sie widerstehen Rassismen und Sexismen und entstehen in den Rissen ihrer Strukturen: Wo Ungleichheiten hergestellt werden, gibt es Widerstand, wo Schwarze feministische Netzwerke entstehen, gibt es Transformation.

| KI | RA | SE

Die Hände aller Gesprächsteilnehmerinnen.*



BILD: ZVG

LITERATUR UND QUELLEN

- Cohen, Cathy J.:** »Deviance as Resistance. A new research agenda for the study of Black politics«, in: Du Bois Review: Social Science on Race, Cambridge: Cambridge University Press 2004.
- Dietze, Gabriele:** »Race, Gender and Whiteness«. Einige Überlegungen zu Intersektionalität«, in: FKW, Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur Nr. 56, April 2014.
- Eng, David L./Han, Shinhee:** »A Dialogue on Racial Melancholia«, in: Psychoanalytic Dialogues 10 (4), 2000, S.667-700.
- Essed, Philomena:** Understanding Everyday Racism: An Interdisciplinary Theory. London: SAGE Publications 1991.
- Gilroy, Paul:** The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness. London: Verso 1993.
- Hill Collins, Patricia:** Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. Hyman 1990.
- Höpflinger, François:** »Männer im Alter – Altern von Männern«, in: W. Hollstein/ M. Matzner (Hg), Soziale Arbeit mit Jungen und Männern, Basel: Reinhardt 2007.
- Hug, Eva:** »Bildungsgerechtigkeit und schulische Selektion«, in: Widerspruch Nr. 52, Zürich: 2007.
- Jain, Rohit:** »Migrationsforschung als transnationale, genealogische Ethnographie – Subjektivierungsprozesse von ›InderInnen der zweiten Generation‹ aus der Schweiz«, in: P. Mecheril/ O. Thomas-Olalde/ C. Melter/ S. Arens/ E. Romaner (Hg.), Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- KHSB Berlin:** Leitfaden für eine gendersensible Sprache, 2014, in khsb-berlin.de, PDF via <https://bit.ly/2BLYLxc> (abgerufen am 26.12.2018).
- Lorde, Audre:** Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreißen, 1984, in virulett.wordpress.com, <https://bit.ly/2AhkXQ1> (abgerufen am 26.12.2018).
- Löw, Martina/ Steets, Silke/ Stoetzer Sergej:** Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Stuttgart: UTB 2007.
- Massey, Doreen:** Space, place, and gender. Minnesota: University of Minnesota Press 1994. PDF auf selforganizedseminar.files.wordpress.com, <https://bit.ly/2LBXD3I> (abgerufen am 26.12.2018).
- Moser, Urs:** »Schlechte Bildung ist quasi erblich«, in: Beobachter, 12.4.2016, beobachter.ch, <https://bit.ly/2EPiCP9> (abgerufen am 26.12.18).
- Pinto, Jovita:** »Die Schweiz ist nicht nur weiß«, in: Mix – Magazin für Vielfalt der Kantone BE, BL, BS und GR, 2/17, Basel: 2017.
- Piesche, Peggy (Hg.):** Euer Schweigen schützt euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland. Berlin: Orlanda Verlag 2012.
- Reker, Judith:** »Schauen, wie das ist, deutsch zu sein«, in: WOZ Nr. 45/2011. woz.ch, <https://bit.ly/2LzmiWS> (abgerufen am 26.12.2018).

Spivak, Gayatri Ch.: *A Critique of Postcolonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present*. Harvard: Harvard University Press 1999.

Steele, Claude M.: *Whistling Vivaldi and Other Clues to How Stereotypes Affect Us*. New York: W. W. Norton & Company 2010.

The Crunk Feminist Collection: Disrespectability Politics: On Jay-Z's Bitch, Beyonce's »Fly« Ass, and Black Girl Blue, in *crunkfeministcollective.com*, <https://bit.ly/2LzgZAk> (abgerufen am 26.12.2018).